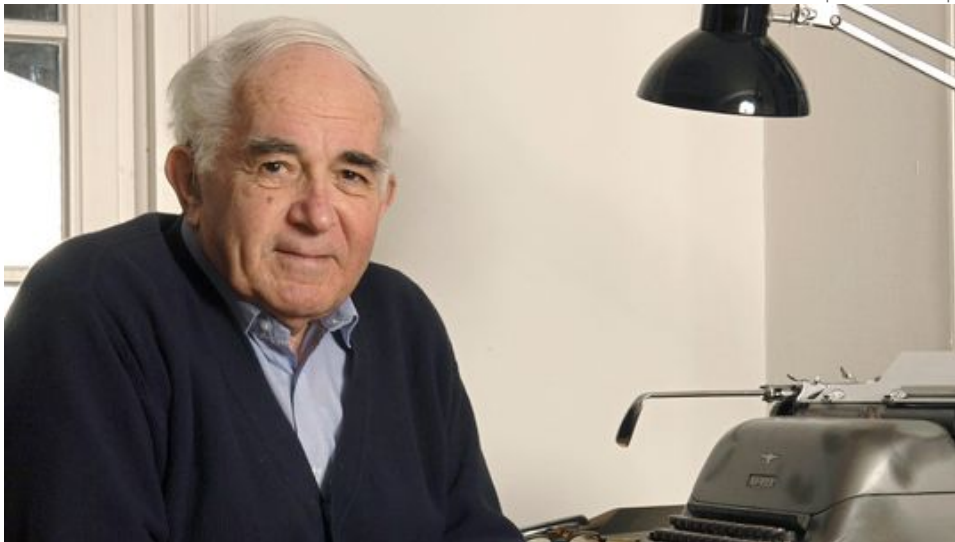


ERNST TUGENDHAT WIRD 80

## Ein Solitär

Zum 80. Geburtstag des Philosophen Ernst Tugendhat.

von Martin Seel | 04. März 2010 - 07:00 Uhr



© Bernd Weißbrod/picture-alliance/dpa

Ernst Tugendhat, am 8. März 1930 in Brünn geboren

Man könnte sich den Lebensweg Ernst Tugendhats ohne Weiteres als Vorbild für eine Erzählung in dem Buch *Die Ausgewanderten* von W.G. Sebald vorstellen. Als Sohn wohlhabender Juden am 8. März 1930 in Brünn geboren, emigriert Tugendhat als Kind mit seinen Eltern 1938 zunächst in die Schweiz und 1941 nach Venezuela. Die Mutter gibt dem 15-Jährigen *Sein und Zeit* zu lesen, woraufhin dieser intellektuell in einem Heidegger-Zirkel unter jüdischen Emigranten aufwächst. Nach einer Studienzeit in Stanford geht Tugendhat nach Freiburg, um Philosophie und alte Sprachen zu studieren. Er nimmt dort auch an den Seminaren teil, die der rehabilitierte Heidegger zu Beginn der fünfziger Jahre hält. Erst sehr viel später macht Tugendhat die eigene »Versöhnungsgeste« zu schaffen, mit der er als junger Mann nach Deutschland ging. Trotzdem, so hat er berichtet, fühlte er sich in Deutschland lange Zeit über als ein Fremder – eine Grundstimmung, von der ihn die Turbulenzen der Studentenbewegung vorübergehend heilten, was in den achtziger Jahren auch in einem politischen Engagement in der Friedensbewegung und dem Kampf um ein liberales Asylrecht mündete. Ein Versuch, seine ihm fragwürdig gewordene frühe Lebensentscheidung rückgängig zu machen, führte ihn 1992 für sieben Jahre nach Chile. Seit 1999 lebt er in Tübingen, vor allem der Bibliotheken wegen, wie er betont hat – und doch bewegt von Plänen, wieder nach Südamerika zurückzukehren.

Wenig geradlinig waren auch die akademischen Wege, auf die es ihn verschlagen hat. Von Freiburg ging er für einige Semester nach Münster, das unter Joachim Ritters Ägide in den fünfziger Jahren ein Mekka der deutschen Philosophie darstellte, wo unter anderen Odo Marquard, Hermann Lübbe, Robert Spaemann und Friedrich Kambartel

studierten. Nach einer Assistentenzeit in Tübingen lehrte er zusammen mit Hans-Georg Gadamer, Dieter Henrich und Michael Theunissen in Heidelberg. Später gehörte er der Forschungsgruppe von Jürgen Habermas am Max-Planck-Institut in Starnberg an – womit er mit einer weiteren Kraftquelle der Nachkriegsphilosophie in Berührung kam, der Frankfurter Kritischen Theorie. 1980 ließ er sich zusammen mit Michael Theunissen und Karlfried Gründer an die Freie Universität Berlin berufen. Rückblickend gesehen, ist Tugendhat beinahe überall dabei gewesen, wo sich die prägenden Konstellationen der bundesrepublikanischen Philosophie formierten. Aber er gehörte nirgends dazu. Dies lag freilich weniger an seiner Biografie als an seiner Irritierbarkeit durch Erfahrungen und Argumente, die das übliche professionelle Maß weit übersteigt.

Die kaum zu unterschätzende Wirkung seines Werks verdankt sich vor allem diesem Effekt. Immerhin ist es Tugendhat in der Konsequenz seiner Habilitationsschrift *Der Wahrheitsbegriff bei Husserl und Heidegger* gelungen, Heidegger zu einer seiner seltenen selbstkritischen Anwandlungen zu bewegen, auch wenn sich der Guru aus Meßkirch zu fein war, seinen Kritiker beim Namen zu nennen. Tugendhat hatte Heidegger vorgeworfen, mit der Ersetzung des Wahrheitsbegriffs durch den der »Unverborgenheit« die Bedeutung einer auf Gründe gestützten Orientierung an der Wahrheit von Aussagen vernebelt zu haben. Ein Glanzstück der Überlegungskunst Tugendhats ist auch der 1980 zu Gadammers 80. Geburtstag gehaltene Vortrag »Antike und moderne Ethik«, der eine kühne Synthese beider Traditionen entwirft. Man kann hier gleichsam zuschauen, wie sich in der Werkstatt des Philosophen jener Prozess ereignet, den Gadamer als »Horizontverschmelzung« beschrieben hat.

Tugendhats Hauptwerk besteht in einer Trilogie, deren Bände jeweils auf Vorlesungen zurückgehen, die der Verfasser in den Phasen ihrer Vorbereitung gehalten hat. Seine Vorlesungen zur *Einführung in die sprachanalytische Philosophie* dokumentieren die »Revolution der Denkungsart«, die Tugendhat durch die Berührung mit der analytischen Philosophie ab 1965 erlebte. Dieses Buch hat damals die analytische Philosophie einer ganzen Studentengeneration schmackhaft gemacht – und zugleich verdeutlicht, wie sehr eine Aufklärung des menschlichen Weltverhältnisses von einer strengen Reflexion auf die Strukturen der sprachlichen Verständigung über die Welt profitieren kann. Das Buch *Selbstbewusstsein und Selbstbestimmung* aus dem Jahr 1979 schließt an diese Grundlegung mit weitreichenden Interpretationen zu Wittgenstein, Heidegger, Mead und Hegel an. Nach einem steilen Abstieg vom erhabenen philosophischen Ich zum gewöhnlichen »ich« der alltäglichen Rede erfolgt ein steiniger Aufstieg zu den Risiken einer verantwortlichen Orientierung am individuellen und sozialen Guten.

Damit lag der Übergang zur Moralphilosophie nahe, den Tugendhat in den nachfolgenden Jahren vollzogen hat. Vor den Augen der interessierten Öffentlichkeit freilich entfaltete sich hier ein besonderes Drama. Immer neue Anläufe hat Tugendhat unternommen, um eine von den gängigen Vorurteilen und Verkürzungen freie Konzeption moralischer Rechte und Pflichten zu entwickeln. Eine »Retraktation« folgte auf die andere. Den eigenen

Selbstzweifeln zum Trotz aber stellen seine *Vorlesungen über Ethik* aus dem Jahr 1993 einen Meilenstein innerhalb der praktischen Philosophie der vergangenen Jahrzehnte dar. Die üblichen Fronten zwischen Aristoteles, Kant, Hume und ihren Parteigängern werden aufgehoben, um eine im Kern zweistufige Moraltheorie zu entwickeln. Im Interesse des eigenen Wohlergehens und der eigenen Selbstachtung, sagt Tugendhat, habe jeder ein Motiv, sich auf soziale Rücksichten gegenüber anderen einzulassen. Diese Rücksicht auf einige andere aber öffnet das Tor für die wechselseitige Forderung nach einer Einstellung der Rücksicht auf beliebige Menschen – und damit in der Konsequenz auf alle anderen. Moral erwächst aus unserem Eigeninteresse und wächst doch weit über dieses hinaus.

Einer analogen Transzendierung hat sich Tugendhat auch in seinem 2003 erschienenen Buch *Egozentrität und Mystik* gewidmet. Seine ersten Kapitel bieten eine vorzügliche Einführung in die Grundlinien von Tugendhats Denken. Im Herzen aber geht es um die Polarität zwischen der unausweichlichen Ichbezogenheit des Menschen und der ihm gleichzeitig gegebenen Fähigkeit der »Selbstrelativierung«. In einer intensiven Auslegung christlicher, vor allem aber fernöstlicher Religionen wird eine »diesseitige Mystik« freigelegt. Ihre Grunderfahrung bestehe darin, sich im Vergleich mit den anderen nicht gar so wichtig und am Ende gar nicht mehr wichtig zu nehmen. So erstaunlich nahe dies Heideggers Meditationen über die »Gelassenheit« kommt, entscheidend ist für Tugendhat wiederum eine soziale Pointe. Die mystische Kontemplation mündet bei ihm nicht in der Schau eines anonymen Seins, sondern in einer gesteigerten Aufmerksamkeit für das Dasein der anderen.

#### Anthropologie statt Metaphysik

ist auch deshalb das bisher letzte Buch von Tugendhat überschrieben. Im Vorwort stellt er mit wenigen Strichen die Themen der dort gesammelten Vorträge vor. Am Schluss heißt es lapidar: »Damit ist wohl schon alles gesagt, was in ein Vorwort gehört.« Bei aller Nüchternheit aber darf bei Tugendhat eine Prise existenzielles Pathos nicht fehlen. Zwei Sätze fügt der Autor deshalb noch an: »Die übrigen Fäden findet der Leser selbst, und ich habe weder einer Lebensgefährtin für ihre Opferbereitschaft zu danken noch zu versichern, dass alle verbleibenden Fehler nur mir allein zuzuschreiben sind. Es sind nicht die Fehler, die einen erschrecken, sondern Blindheit, die blinden Flecken.« In einem

taz-Interview hat Tugendhat im Jahr 2007 geäußert, er habe das Gefühl, für ihn sei »die Zeit des Philosophierens vorbei«. Solange er aber solche Sätze schreibt, scheint die Hoffnung berechtigt, dass sein letztes Wort noch nicht gesprochen ist.

COPYRIGHT: DIE ZEIT, 04.03.2010 Nr. 10  
ADRESSE: <http://www.zeit.de/2010/10/Tugendhat>

Gegen raunenden Tiefsinn und allzu selbstgewissen Idealismus: Zum 80. Geburtstag des Philosophen Ernst Tugendhat

Ernst Tugendhats „Vorlesungen zur Einführung in die sprachanalytische Philosophie“ markierten 1976 eine Zäsur in der Geschichte der deutschen Nachkriegsphilosophie. Der zunächst in Heidelberg lehrende, seit 1975 am Starnberger Max-Planck Institut forschende Philosoph hatte, wie Richard Rorty in einer euphorischen Besprechung der englischen Übersetzung zutreffend feststellte, das philosophische Buch eines Jahrzehntes geschrieben. Es wurde in ungezählten Seminaren gelesen und bot einer ganzen Generation von Studierenden die Gelegenheit, sich mit dem *linguistic turn* der jüngeren angloamerikanischen Philosophie auseinanderzusetzen. Welche Konsequenzen aus den bahnbrechenden Einsichten in die innere Logik unserer Sprache für eine Vielzahl philosophischer Fragen zu ziehen sind, legte Tugendhat in einem Argumentationsgang dar, der Sorgfalt und Präzision, Klarheit und Verständlichkeit mustergültig verband.

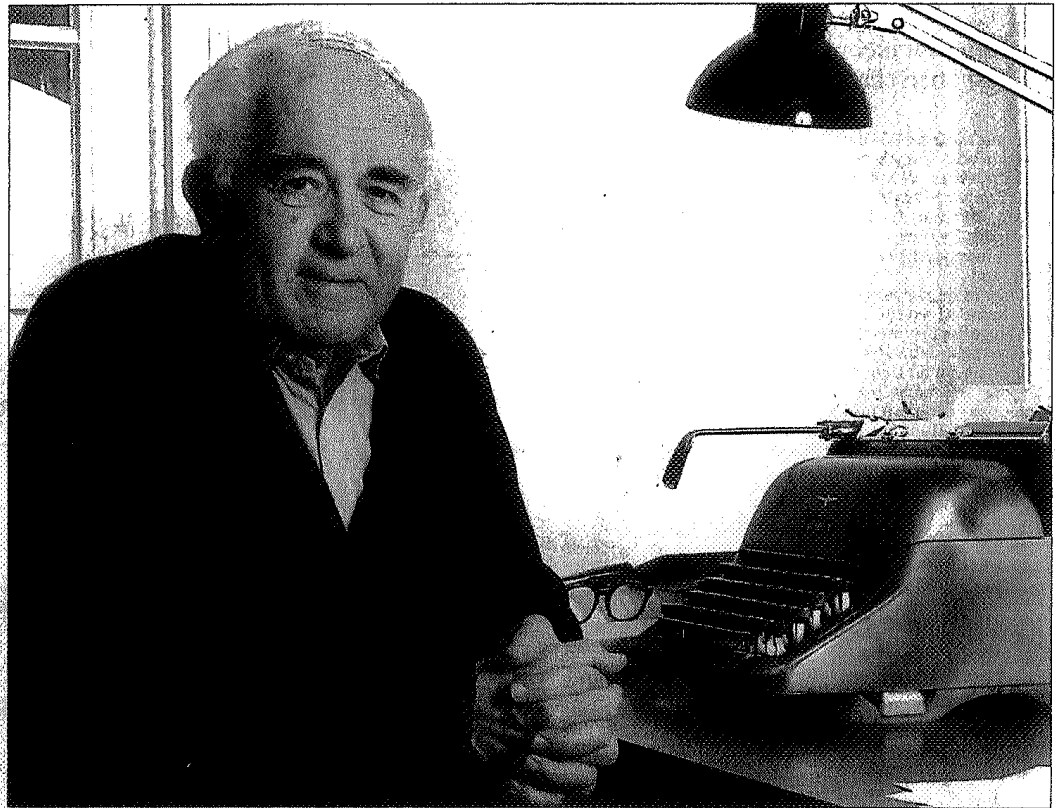
Die Vorlesungen hatte ein ebenso begnadeter Lehrer wie passionierter Denker verfasst, der gegen die 150 Jahre alte Neigung gerade der deutschen Philosophie opponierte, das Logische gering zu schätzen. Im Misstrauen gegen raunenden Tiefsinn und völlig auf die methodisch disziplinierte Beantwortung von Sachfragen konzentriert, führte Tugendhat vor, dass die analytische Philosophie nicht nur über effektive Instrumente verfügt, die irreführende Vergegenständlichung von Bedeutungen zu korrigieren, sondern auch als Bedeutungs- und Wahrheitstheorie wie keine andere Disziplin dazu geeignet ist, die auf Aristoteles zurückgehende Wissenschaft vom Sein des Seienden, also die Ontologie, kritisch zu beerben.

Tugendhat machte deutlich, warum und mit welchem Gewinn die antike Frage „Was etwas ist?“ in die Frage „Wie etwas zu verstehen ist?“ umformuliert werden sollte. Zur Verblüffung einer vornehmlich auf die Klassikerpflege abonnierten Universitätsphilosophie arbeitete er heraus, dass die sprachanalytische Philosophie einen „latent hermeneutischen“ Charakter besitzt. Hermeneutik ist sie allerdings nicht im Sinne einer Kunstlehre der Textinterpretation, sondern weil sie das menschliche Verstehen als solches durchdenkt. Dessen Leistungen werden mit dem Handwerkzeug expliziert, das der Jenaer Logiker Gottlob Frege bereitgestellt und seine Apostel in Österreich, Polen, Großbritannien und

## Tugendhats Einführung in die analytische Philosophie war das philosophische Buch der Siebziger

den Vereinigten Staaten ausgefeilt hatten. Das Arsenal der symbolischen Logik gestattet es der analytischen Philosophie, diejenigen Regeln und Strukturen zu erfassen, die unseren sprachlichen Äußerungen Sinn und Bedeutung verleihen. Dabei steht die Analyse von Sätzen, in denen Behauptungen mit Wahrheitsanspruch aufgestellt werden, im Vordergrund. Indem reflektiert wird, wie derartige Behauptungen verstanden werden, trägt die linguistisch gewendete Philosophie der Tatsache Rechnung, dass all unser Wissen, Denken und Handeln sprachvermittelt ist. Es sind Merkmale der natürlichen Sprache, die Sprecher wie Interpreten in die Lage versetzen, situationsunabhängige Aussagen zu formulieren und nachzuvollziehen.

Zur Ausarbeitung dieser Position war Tugendhat einen langen Weg gegangen. Bereits in jungem Alter entzündete sich sein Interesse an der Philosophie. Den ersten philosophischen Text, eine Abhandlung über die Geschichte der Philosophie, liest er 1945 in Venezuela, wohin die Familie vor den Nationalsozialisten geflüchtet war. Noch im selben Jahr animiert die Mutter ihren 15jährigen Sohn zur Lektüre von „Sein und Zeit“. Tugendhat entdeckt Martin Heidegger und mit dessen Grundfrage nach dem „Sinn von Sein“ eine Konzeption von Philosophie, die ihn bis in die radikale Kritik ihrer Fundamente hinein beschäftigten sollte. Nach dem Zwischenschritt einer Habilitationsschrift, die gravierende Defizite in Husserls und Heideggers Wahrheitsverständnis auswies, verabschiedete Tugendhat schließlich sowohl



Radikal kritisch: Ernst Tugendhat

Foto: Bernd Weissbrod

Heideggers Idee einer Fundamentalontologie wie die phänomenologische Methode überhaupt. Sie war ein Irrweg philosophischer Analyse. Insofern ist es keine leere Geste gewesen, die „Vorlesungen zur Einführung in die sprachanalytische Philosophie“ Martin Heidegger zu widmen.

Auch der Skepsis gegenüber der neuzeitlichen Bewusstseinsphilosophie begegnete Tugendhat bereits bei seiner frühen Heideggerlektüre. So ist es nur konsequent, dass er die historisch wirkmächtigste Festung dieser Tradition in seinem nächsten Buch schleifte: „Selbstbewusstsein und Selbstbestimmung“ präsentierte 1979 eine außerordentlich scharfsinnige Kritik der Paradoxien, in die sich der Deutsche Idealismus heillos verstrickte bei dem Versuch, die Natur eines Erkenntnis- und Handlungsobjekts aufzuklären, das von Kant bis Hegel als autonomes Selbstbewusstsein gedacht werden sollte.

Mit dem Stichwort „Selbstbestimmung“ klingt im Titel dieser zweiten Vorlesungsfolge ein neues Arbeitsgebiet an, das sich Tugendhat seit Mitte der siebziger Jahre erschloss. In einer langen Serie von Aufsätzen und Buchveröffentlichungen wandte er sich, seit 1980 Ordinarius für Philosophie an der Freien Universität Berlin, der praktischen Philosophie zu. Die Summe dieser mit größter Intensität betriebenen Studien zum „objektiven“ Sinn moralischer Urteile und zur Begründung einer Moral gleicher Achtung liefert die 1993 erschienenen, wie auf Millimeterpapier konzipierten „Vorlesungen über Ethik“. Wieder hatte Tugendhat ein ungeheuer fesselndes, schwieriges, höchst eigenständiges Buch geschrieben, das trotz seines strengen systematischen Zugriffs mit subtilen Einzelinterpretationen traditioneller wie zeitgenössischer Moralphilosophie aufwartete. Tugendhat lieferte eine ebenso minutiöse wie bündige Kritik der Diskursethik von Jürgen Habermas, fertigte aber auch den Neoaristotelismus des vormaligen Marxisten Alasdair MacIntyre sowie die Kompensationsphilosophie der Münsteraner Ritterschule mit messerscharfen Argumenten und nicht ohne polemische Eleganz als „reaktionäre“ Unternehmungen ab.

Die Streitlust Tugendhats lernte ein breiteres, nicht nur akademisches Auditorium zu Zeiten des Nato-Doppelbeschlusses kennen. Während der achtziger Jahre war er friedenspolitisch engagiert, sprach sich in öffentlichen Interventionen für ein atomwaffenfreies Europa aus

und formulierte in der Spätphase des Kalten Krieges nachdrückliche Zweifel an der Politik einer nuklear hochgerüsteten Blockkonfrontation. Auf diese Zeit geht Tugendhats langjährige Tätigkeit als Schirmherr der „Gesellschaft für bedrohte Völker“ zurück sowie sein ausdrücklich moralphilosophisch motiviertes Eintreten für den Universalismus der Menschenrechte. Als ihm im Dezember 2005 der mit 50 000 Euro ausgelobte Meister-Eckhart-Preis verliehen wurde, stiftete Tugendhat, der die Besatzungspolitik Israels pointiert kritisierte, die Preissumme einer zu Toleranz und Verständigung erziehenden Schule bei Bethlehem.

Selbstverständlich blieb er auch im Kontext seiner Beschäftigung mit Normen, Werten und Tugenden der sprachanalytischen Methode verpflichtet. Allerdings modifizierte Tugendhat seine Grundauffassung von Philosophie. Da es, wie er eingesehen hatte, keinen einheitlichen Sinn gibt, der alle Verwendungsweisen des Verbs „sein“ umfasst, ließ er das in den Einführungsvorlesungen skizzierte Projekt einer sprachanalytischen Rekonstruktion der Ontologie fallen. Mit der für sein Denken charakteristischen Radikalität zog er den Schluss, Philosophie als „Anthropologie“ zu bestimmen. Wohlgeachtet sind nicht die

## Es gibt wenige große Denker, die das Verlangen nach endgültigen Antworten so erhellend enttäuschen

kulturellen Lebensformen der sich geschichtlich entwickelnden Menschheit ihr Thema. Philosophisch ist diese Anthropologie, weil sie die Natur vernünftiger Tiere thematisiert.

Dabei unterscheiden sich Tugendhat zufolge die unverdrateten Tiere sowohl von anderen Lebewesen wie von Maschinen nicht schon dadurch, dass sie Zeichen verwenden. Zum Gebrauch symbolischer Zeichen kommt es etwa bei Bienen, wenn sie ihren Artgenossen kraft gewisser Körperbewegungen den Weg zum Honig weisen. Was demgegenüber kein Tier vermag, ist sich mit anderen Mitgliedern seiner Species (oder mit sich selbst) durch Zeichenverkettungen zu verständigen, die zu situationsunabhängigen Aussagen führen und aufgrund dieser Beschaffenheit die unterschiedlichsten Distanzierungen ermöglichen. Weil die Menschen Sätze bilden können, in denen dank allgemeiner Ausdrücke Einzelnes identifiziert und hinsichtlich bestimmter

Eigenschaften charakterisiert wird, existieren sie nicht nur in einer Umwelt, sondern in einer Welt. Auf diese Welt, die zugleich immer eine soziale Wirklichkeit ist, nehmen sie mit Aussagen Bezug, die wahr oder falsch sein, bejaht oder verneint werden können, also zu Stellungnahmen auffordern: Ist das Berliner Rathaus wirklich rot?

Um Stellung zu nehmen, bedarf es der Überlegung. Jede Überlegung stützt sich, selbst wenn sie einen heftigen Wunsch oder eine lieb gewonnene Überzeugung betrifft, auf Gründe. Die Ermittlung und Abwägung solcher Gründe bezeichnet Tugendhat als „Rationalität“. Sprachkompetente Lebewesen sind in dieser Bedeutung von Vernünftigkeit rationale Tiere. Sie rechtfertigen ihr Erkennen, Wollen, Fühlen und Handeln im Lichte von Gründen. Da solche Lebewesen – anders als Bienen – überlegen können, also kein Spielball ihrer Wahrnehmungen, Wünsche und Willensregungen sind, dürfen sie sich Freiheit zuschreiben. Offenbar bilden Sprache, Vernunft und Freiheit ein aufeinander verweisendes, wenn auch begrifflich schwer zu entwirrendes Gefüge.

Nach Tugendhat ist es das Pensum der postmetaphysischen Philosophie, diese Natur vernünftiger Tiere aufzuklären. Damit schließt die Philosophie, wie er in seiner zuletzt erschienenen Aufsatzsammlung „Anthropologie statt Metaphysik“ darlegt, an die ältere, bereits für Kant prominente Frage an: „Was ist der Mensch?“ Freilich plädiert der philosophische Anthropologe in der Rolle des Sprachanalytikers für eine gewichtige Revision der kantischen Frage: Unter der Voraussetzung, dass es die im Laufe der Naturgeschichte entstandene Sprache ist, welche die vernünftigen von anderen Tieren unterscheidet, lautet sie nun, wie sich die Menschen als Organismen verstehen können, zu deren Ausstattung so ausgezeichnete Einstellungen gehören wie die, etwas wissen, glauben, wünschen, beabsichtigen oder bezweifeln zu können? Anthropologie überschreibt für Tugendhat eine neue, nämlich naturalistische Theorie menschlicher Vernunft.

Gelegentlich hat Ernst Tugendhat, der heute seinen 80. Geburtstag begeht, eingestanden, mit den Fragen, die ihn umtreiben, nicht fertig zu werden. Dass sich unter den großen Philosophen der Gegenwart nur sehr wenige finden, die das Verlangen nach endgültigen Antworten derart erhellend enttäuschen, wird ihm nicht trösten. Es bleibt trotzdem die Wahrheit.

MARTIN BAUER

## Gegen Willkür und Lüge

Was schulden wir einander? Wäre auf diese Frage nur eine einzige Antwort möglich, so würde Ernst Tugendhat sich vermutlich für „Gründe“ entscheiden. Das jedenfalls hat er in seinem Werk getan, das eines der kantianischsten und zugleich kantigsten der deutschen Nachkriegsphilosophie ist. Kantianisch, insofern Tugendhat die Tiefe einer Idee an der Möglichkeit bemessen hat, sie zu rechtfertigen. Aufsätze von Tugendhat sind Modelle für argumentative Insistenz. Es gibt keinen Aphorismus in diesem Werk. Kantig, ja bissig ist es, indem es stets einen Widerwillen gegen alles Spekulative und Rhetorische mitteilt. Aggressiver und unduldsamer als Tugendhat kritisierte niemand. Weshalb? Weil an den letzten Begründungen für den Ethiker die Einstellung zum Leben hängt. Philosophie ist für ihn Besorgnis gegenüber Willkür und Lüge.

Mit fünfzehn las Tugendhat Heideggers „Sein und Zeit“. Das geschah im venezolanischen Exil, in das Tugendhat mit seinen Eltern vier Jahre zuvor vom tschechischen Brünn aus getrieben wurde, weil die Nationalsozialisten seinesgleichen zu Ungeziefer erklärt hatten. Wenngleich er heute zu Heidegger, bei dem er 1951/52 studierte, sowohl was Person wie Denken angeht, das Wort „verlogen“ gebraucht, hat ihn jenes Buch mit seiner Frage nach der Struktur des Verstehens nicht losgelassen. Die Antwort auf sie fand Tugendhat aber nicht in der Ontologie, sondern in der Sprachanalyse. Genuin menschlich sei die situationsunabhängige, prädikative Sprache, die auf singulären Termini („dies“, „ich“, „Tübingen“) sowie auf dem Ansprechen von etwas „als etwas“ beruhe. Und auf dem Sich-Verhalten zu Sätzen: Rückfrage, Negation, Überlegung.

Tugendhats „Vorlesungen zur Einführung in die sprachanalytische Philosophie“ von 1976 wurden ein Grundbuch für viele, denen die Pflege des Grabens zwischen angloamerikanischer und „kontinentaler“ Philosophie eine Vernunftverschwendung schien. Sie bestachen durch eine Diktion diesseits des Tiefen- wie des Coolness-Jargons beider Seiten. Seitdem sind viele Bücher hinzugekommen, zuletzt solche über die Mystik als rationalste Form, mit dem Ganzen umzugehen, und über Anthropologie als erste Philosophie. Und was schulden wir Ernst Tugendhat zu seinem achtzigsten Geburtstag am heutigen Tag? Die denkbar größte Achtung – und Lektüre. Man kann keinen seiner Aufsätze lesen, ohne danach klüger zu sein.

JÜRGEN KAUBE